

# Was bist du, Mensch? Schrecklich oder wunderbar?

## Das Gewissen als handlungsleitende Kraft\*

In einem kurzen Satz der Weltliteratur verbirgt sich das ganze Rätsel der Menschheit. Zugleich deutet sich darin seine Unlösbarkeit an. Gerade deshalb ist es der wohl meist zitierte Satz der antiken Literatur. Wo steht er? Im „höchsten Meisterwerk der Antike“ (GEORGE STEINER, 70), in der sophokleischen Tragödie „Antigone“, die der Philosoph GOTTFRIED WILHELM FRIEDRICH HEGEL sogar für „das vollkommenste Kunstwerk, welches je von Menschen geschaffen wurde“ hält. Ein sog. Chorlied innerhalb dieses Werkes (*Ant.* 331ff.) – man hat es das „Hohe Lied auf die Geistbegabung des Menschen“ genannt – beginnt mit folgenden Versen:

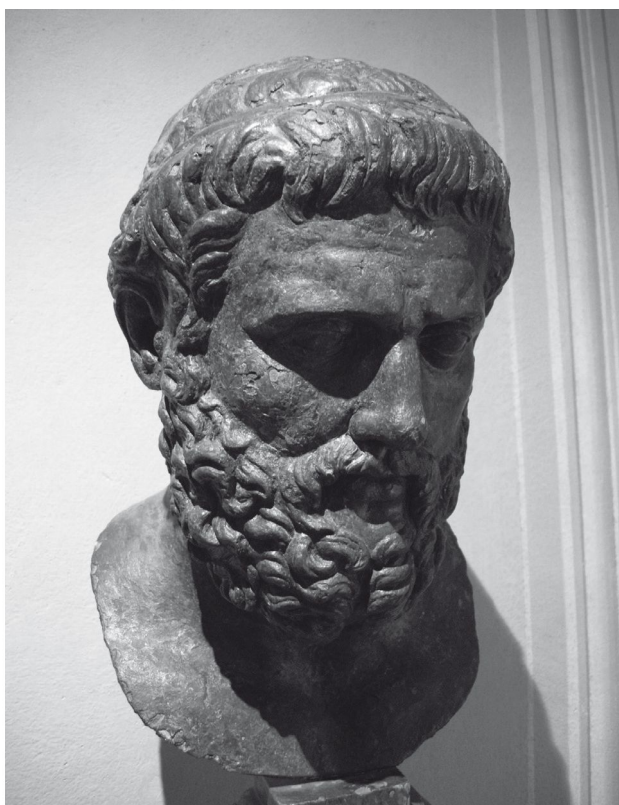
Πολλὰ τὰ δεινὰ κούδ' ἄν-  
θρώπου δεινότερον πέλει.

Dieser Satz ist nahezu unübersetzbar, er lässt sich niemals eindeutig in eine andere Sprache übertragen. Dies hängt an einem Wort. Warum? Lassen wir dieses Wort zunächst einmal unübersetzt, so lautet die Wiedergabe:

*Vieles ist δεινόν.*

*Nichts aber ist mehr δεινόν als der Mensch.*

*Sophokles (497-406 v. Chr.)*



Was bedeutet das Adjektiv δεινός? Am Erfassen der Bedeutung dieses Leitbegriffes des Textes hängt das Verständnis der Aussage. Die Schwierigkeit liegt nun darin, dass gerade griechische Begriffe sehr vieldeutig sind, also ein breites Bedeutungsspektrum haben, der Übersetzer sich aber auf eine Bedeutung festlegen muss. Und das ist hier schier unmöglich. Was kann nämlich δεινός alles heißen? „furchtbar, entsetzlich, schrecklich, gefährlich, gewaltig, fähig, tüchtig, außerordentlich, erstaunlich, wunderbar“. Die Übersetzung ließe sich demnach extrem gegensätzlich gestalten:

*Vieles ist schrecklich.*

*Nichts aber ist schrecklicher als der Mensch.*

Oder:

*Vieles ist wunderbar.*

*Nichts aber ist wunderbarer als der Mensch.*

Zwei Vorstellungen vom Menschen prallen hier gegeneinander, wie sie sich konträrer weder denken noch formulieren lassen. Die tiefgründige Frage, die sich der Menschheit je gestellt hat, drängt sich hier auf: Ist der Mensch von Natur aus ein furchtbares, gefährliches Wesen? Oder ist er ein großartiges, Staunen erregendes Wesen? Ist er schrecklich oder wunderbar? Letztlich banal gefragt: Ist der Mensch von Haus aus böse oder gut? Das Rätsel der Menschheit schlechthin. Damit muss sich wohl der Mensch, je mehr er am Beginn seiner Geschichte zu einem Bewusstsein von sich selbst gekommen ist, umso bedrängender konfrontiert gesehen haben. Die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies ist ohne Zweifel der biblische Versuch, dieses Rätsel im religiösen Kontext begründet zu lösen. Adam und Eva haben verbotenerweise vom „Baum der Erkenntnis“, also des Wissens von Gut und Böse gegessen – was die Strafe nach sich zog. Der Mensch hat damals, so der alttestamentarische Glaube, seine Unschuld verloren (Stichwort: Erbsünde). Die Gebote Gottes mussten ihm daraufhin Orientierung geben.

Im europäischen Kulturraum näherte man sich dieser Frage von Seiten der Dichtung und der Philosophie an. Der Dichter Sophokles ist

nun der erste, der die Antwort auf diese Frage so ausgedrückt hat, dass sich darin zwangsläufig ein nicht mehr überbietbarer Gegensatz ergibt. Der Satz stellt den Leser oder Hörer vor eine erhebliche Schwierigkeit (vgl. HELMUT FLASHAR, 67ff.). Denn auch für den Griechen, also den *native speaker*, bleibt das Wort δεινός in seinem Verständnis offen, die damit formulierte Aussage doppelsinnig, ambivalent. Freilich baut sich in den beiden einleitenden Versen die Erwartung auf, dass sich im anschließenden Text das Wort eindeutiger verstehen lässt, dass das Verständnis des einleitenden Satzes also von hinten her klarer wird.

### **Die Doppelnatur als lebenslange Herausforderung**

Worin also manifestiert sich diese δεινότης („Fähigkeit“) des Menschen, das, was ihn „schrecklich“ oder wunderbar macht, also seine Geistbegabung? Der Text in der Übersetzung von HANS JONAS (1979) lautet:

.....

*Der nämlich, über das graue Meer  
im stürmenden Süd fährt er dahin,  
andringend unter rings  
umrauschenden Wogen. Die Erde auch,  
der Göttlichen höchste, die nimmer vergeht,  
und nimmer ermüdet, schöpft er aus  
und wühlt die Pflugschar pressend, Jahr  
um Jahr mit Rössern und Mäulern.*

*Leichtaufmerkender Vögel Schar  
umgarnt er und fängt, und des wilden Getiers  
Stämme und des Meeres salzige Brut  
mit reichgewundenem Netzespinnst –  
er, der überaus kundige Mann.  
und wird mit Künsten Herr des Wildes,  
des freien schweifenden auf den Höhen,  
und zwingt den Nacken unter das Joch,  
den dichtbemähten des Pferdes, und  
den immer rüstigen Bergstier.*

Von Anfang bewährt sich der geistbegabte Mensch auf dem Meer, das er in den Stürmen durchfährt, er ist tüchtiger Seemann. Er ist auch Jäger und Fischer, der überaus kundig seine Netze auslegt zum Vogel-, Fisch- und Wildfang. Er

zwingt durch seine Künste Pferde und Stiere in seinen Dienst, um die „nimmermüde“ Erde mit der Pflugschar zu bearbeiten, „auszuschöpfen“. Seine geistige Fähigkeit macht den Menschen fähig, sich im Dasein zu behaupten, gibt ihm die Macht, sich in den Nöten des Lebens durchzusetzen. Der Mensch macht sich zum Herren über Meer, Luft und Erde und erhebt sich über andere Lebewesen – eine durchaus bewundernswerte Leistungskraft. Das Wort δεινός erhält von daher einen positiven Inhalt. Allerdings beginnt es im machtvoll-klugen Zugriff des Menschen auf die ihn umgebende Welt bereits zu schillern, sich zu verdüstern. Schauen wir in die nächste Strophe:

*Die Rede auch und den luft'gen Gedanken und  
die Gefühle, auf denen gründet die Stadt,  
lehrt er sich selbst, und Zuflucht zu finden vor  
unwirtlicher Höhen Glut und des  
Regens Geschossen  
allbewandert er, auf kein Künftiges  
geht er unbewandert zu. Nur den Tod  
ist ihm zu fliehen versagt.  
Doch von einst ratlosen Krankheiten  
hat er Entrinnen erdacht.*

Ist in den ersten beiden Strophen eher die praktische Lebensklugheit des Menschen betont, so sind nun seine intellektuellen und emotionalen Kräfte in ihrer Wirkung angezeigt. Die Macht der Rede, des Nachdenkens, der seelischen Einflussnahme setzt den „allbewanderten“, also klugen Menschen in die Lage, sich zu schützen gegen die Unbilden der Natur, sich auf die Zukunft einzulassen, sie in seinen Bann zu nehmen, sich sogar Mittel gegen die „ratlosen“, d. h. ihm bislang unheilbar vorkommenden Krankheiten auszudenken. Sein Streben, sich gegen alles denkend und wissend durchzusetzen, stößt nur beim Tod an die Grenze. Ihm kann er nicht entfliehen. Des Menschen „Fähigkeit“, die er sich selber beibrachte, gewinnt den für die damalige Zeit weitesten Bewährungsraum. Sie macht ihn kulturfähig, eröffnet ihm die Chance der Zivilisierung. Sein Wissen und Können verschaffen ihm zunehmend Macht.

Das mit „Künste“ wiedergegebene griechische Wort μαχαναί meint die listig-schlauen Mittel, die klugen Tricks, die Raffinessen, mit denen der Mensch seine Macht der Sprache gegenüber der



Gruppe, die Macht der Maschine (< lat. *machina* < gr. μηχανή) gegenüber der Natur zum Einsatz bringt. Auch da erweist sich die Geistbegabung des Menschen als etwas Außerordentliches. Und doch ist zu spüren, wie sich die Bewertung von δεινός stark nach dem Bedenklichen, Bedrohlichen hin verschiebt. Man könnte das Wort durchaus schon als „gefährlich“ verstehen. In diese Richtung steigert sich die Bedeutungsver-schiebung des Leitbegriffes in der letzten Strophe.

*So über Verhoffen begabt mit der Klugheit  
erfindender Kunst,*

*geht zum Schlimmen er bald und  
zum Guten hin.*

*Ehrt des Landes Gesetze er und  
der Götter beschworenes Recht -*

*Hoch steht er dann in seiner Stadt. Stadtlos ist er,  
der verwegen das Schändliche tut.*

Der Inhalt dieser Strophe ist von solcher Dichte, dass er sich in Kürze kaum vermitteln lässt. Die Leitwörter einer ganzen Epoche sind hier in einer Formulierung eng zusammengefügt. Der listig-schlaue Einsatz seiner Kunstfertigkeit ist die Manifestation der menschlichen Klugheit. Die glanzvollsten Begriffe der Zeit σοφία und τέχνη, Klugheit und Weisheit sowie Kunst und Wissenschaft, erfassen die Höchstform der Geistbegabung, die dem Menschen über alle Erwartung, „über alles Hoffen hinaus“ zugefallen ist. Sie äußert sich im erfinderischen Zugriff, in den „listig schlaun Mitteln“, womit er alles, was er will, seiner Macht gefügig macht. Von dieser Qualifikation aus erhält der Leitbegriff δεινός zweifellos eine merklich dunkle Färbung.

In der dem Menschen eigenen „Fähigkeit“ liegt die Potenz zu furchtbarem, schrecklichem Tun. Der Dichter selbst will, dass man seine „Hymne“ auf die Geistbegabung in diesem Sinne versteht. Ausdrücklich und unmissverständlich stellt er unmittelbar danach fest. Mit seiner herausragenden Begabung, die ihm als Menschen von wem auch immer gegeben ist, „geht er den guten bald, bald den schlechten Weg“. Er tut bald Gutes, bald Böses. Er ist wunderbar und er ist schrecklich. Seine „Fähigkeit“ in beiden Richtungen wird für den Menschen zur lebenslangen Herausforderung. δεινός ist also – vom Ende des Gedichtes her betrachtet – in seinen beiden gegensätzlichen

Bedeutungen zu nehmen. Für den griechischen Leser/Hörer bleibt in seinem Verständnis beides präsent. Das Wort changiert für ihn zwischen den Extremen. Wer es übersetzt, steht vor einer unlösbaren Aufgabe. Man versucht es, mit einem Wort wiederzugeben, in dem die beiden Sinnnuancen, das Großartige und das Gefährliche, sich gleichermaßen andeuten. In zwei berühmten Übersetzungen lautet der einleitende Satz so:

*Ungeheuer ist viel. Doch nichts  
ungeheurer als der Mensch.*

(FRIEDRICH HÖLDERLIN, 1911)

*Vieles Gewaltige lebt,  
doch nichts gewaltiger als der Mensch.*

(JOHANN GUSTAV DROYSEN, 1891)

### Spiegel einer geistigen Revolution

Die Titelfrage bleibt auch hier unbeantwortet. Selbst eine der berühmtesten Stellen der Weltliteratur zum Thema, ein „Grundtext europäischen Denkens und Dichtens“ (FLASHAR, 88), lässt das Rätsel der Menschheit ungelöst. Allerdings liefert der Text die Antwort auf eine Frage, die zwingend damit verbunden ist. Wie wird das Schreckliche oder Wunderbare am Menschen eigentlich fassbar? Der Dichter sagt, an seinem Verhältnis zum anderen, zur Gruppe, zur Gemeinschaft, griechisch zur Polis („Stadt“, „Staat“). Geht der Mensch den guten Weg, ist er ὑψίπολις „hochstehend im Staat“, hat er Rang in der Gemeinschaft, da er sich an die Gesetze und das bei den Göttern beschworene Recht hält. ἄπολις „stadtlos“ ist er dagegen, also der Gemeinschaft zuwider, ein Feind des Staates, wenn er das Schändliche tut, d. h. Gesetz und Recht missachtet, also den schlimmen Weg geht. Ist hier nicht eine zeitlos gültige Wahrheit wie in ehernen Lettern erstmals formuliert? Der Mensch gibt sich als Schrecken verbreitend oder als Wunder schaffend immer nur in Bezug auf Gemeinschaft zu erkennen. Nur als Gemeinschaftswesen wird der geistbegabte Mensch als „gut“ oder „böse“ bewertbar. Der Sophokles-Text dokumentiert in unserem Kulturraum erstmals die Infragestellung des menschlichen Geistes.

Das „Hohe Lied auf die Geistbegabung des Menschen“ steht jedoch nicht isoliert, ihm kommt eine Funktion innerhalb der Tragödie „Antigone“

zu. Und diese ist in einer turbulenten Zeit – etwa in der Mitte des 5. Jh. v. Chr. – entstanden. In diesem berühmten Text verspürt man einen Widerhall der geistigen Revolution, die sich im Zentrum jener Epoche anbahnte, die KARL JASPERS „die Achsenzeit der Weltgeschichte“ genannt hat – jener Epoche also, in der sich „die geistige Grundlegung der gegenwärtigen Menschheit“ vollzog. Was ist damals geschehen?

Der Prozess firmiert heute unter dem Schlagwort: „Vom Mythos zum Logos.“ Am Horizont leuchtete „die Morgenröte der Vernunft“ (DER SPIEGEL, 48, 2006, 190ff.). Die ersten Philosophen begannen nach einer wissenschaftlichen Erklärung von Natur und Welt zu forschen, sie entdeckten mathematische Gesetzmäßigkeiten, entwarfen Theorien vom Zusammenhang zwischen Leben und Materie. Die Zahlen wurden zum obersten Prinzip, die Atome zum alleinigen Baustein alles Seienden erhoben. Atomlehre und Astrophysik haben hier anerkanntermaßen ihre Wurzeln. Ein Denken, das weit in die Zukunft weisen sollte, brach sich Bahn. Das, was man heute „den Geist des Westens“ nennt, befand sich im Aufbruch. Die traditionelle Welt geriet damals aus den Fugen. Der Natur nahm man den Nimbus des Heiligen. Volksglauben und Mythos verloren ihre Verbindlichkeit. Den Göttern drohte die Verbannung auf den Olymp.

Zu den Philosophen traten die sog. Sophisten in Konkurrenz, die „Weisheitslehrer“, die ihr Wissen und ihre Kompetenzen für teures Honorar der Jugend vermittelten, sie zu einem neuen Lebensstil anregten, der von Erfolgsstreben, Durchsetzungskraft, Selbstbehauptung geprägt war – im Raum der Polis und im Verhältnis der „Poleis“, „der Stadtstaaten“, zueinander. Egoismus, Machtgier, Faustrecht wurden zu bestimmenden Verhaltensmustern der Politiker. Die Staatsordnung zerfiel. Die politische Moral löste sich von aller Bindung an Religion und Humanität. Auf der kleinen Insel Melos z. B. wurden, weil man sich Athen nicht politisch anschließen wollte, gnadenlos alle Männer hingerichtet. Alle Appelle an die „Billigkeit“, an die Menschlichkeit der siegreichen Athener verhallten unerhört. Droben auf der Akropolis verfiel die einst hoch verehrte Athene, die Patronin der Stadt, in Trauer, sie ver-



*Euripides (493-406 v. Chr.)*

sagte den Bürgern ihren Schutz. Gleich zu Beginn des Großen Krieges, der erstmals dreißig Jahre dauerte, brach in Athen eine fürchterliche Pest aus, die die Bürger massenweise in den Tod riss.

Sophokles' „Antigone“ wurde 442/441 v. Chr., also gewissermaßen am Vorabend dieses sog. Peloponnesischen Krieges, aufgeführt, der seine Stadt in die Katastrophe führte. Das Chorlied über die Geistbegabung des Menschen ist unter dem Eindruck jener die geistige und moralische Stabilität erschütternden Vorgänge geschrieben. Darin spiegelt sich in matter Schattierung die geistige Revolution der Zeit wieder. Was hier über



den „ungeheuren“ Menschen geschrieben steht, muss deshalb gewiss auch als Warnung vor dem fortschrittlichen „gottlosen Denken der Zeit“ (VIKTOR EHRENBERG, 76), als ein starker Hinweis auf die „Grenzen der irdischen Macht des Menschen“ (*dei limiti della potenza terrena dell' uomo*, ENZIO ANANIA, ad loc.) verstanden werden.

Kurz vor dem Ende des fürchterlichen Krieges 406 v. Chr., als Athen fast schon vernichtet am Boden lag, schrieb ein anderer Tragödiendichter, EURIPIDES, ein Werk mit dem Titel „Die Bacchen“; es ist tief durchdrungen von der geistigen Zerrissenheit der Zeit. Wieder in einem Chorlied steht der tiefsinnige Satz, gleichsam als ein Urteil über jene geistige Revolution, die die Menschen ins Unheil gestürzt hat. τὸ σοφὸν οὐ σοφία: „Klugsein ist nicht Weisheit“, „*cleverness is not wisdom*“ (G.M.A. GRUBE, 406). Der verstandeskluhe (σοφός) König von Theben, der in seiner Allmacht den Dionysoskult verbot, also allem religiösen Leben, der Verehrung der Götter, den Raum entzog, wurde am Ende des Dramas von den Anhängern des Gottes Dionysos zerrissen. Bloße Verstandesklugheit, das Klugsein an sich,

die reine technische Fertigkeit, die, nur auf Macht und persönlichen Erfolg gerichtet, keine höhere Bindung kennt, ist nicht das, was den Menschen zum Menschen macht, nämlich σοφία, also „Weisheit“ als Einsicht in die Verhältnisse und Bedingungen des Lebens und der Gemeinschaft, in denen Recht und Gesetz, moralische Pflicht, Achtung vor dem Göttlichen unabdingbare Grundlagen bilden. Wer nur durchtrieben klug ist, geht den schlimmen Weg, wer weise ist, geht den guten Weg. Der eine ist dem Staat ein Feind, der andere steht im Staat hoch im Kurs. Wovon Sophokles unmissverständlich als einer Gefahr warnt, das verurteilt Euripides an den selbst erlebten Folgen der realisierten Gefahr.

In jenem Großen Krieg offenbarte sich der Mensch in seiner ganzen Schrecklichkeit. Und die hat auch in einer Person konkrete Gestalt angenommen, am Athener ALKIBIADES: ein Mann aus hohem Geschlecht, genial, hochmütig wie ein Pfau, machtbesessen, ruhmgerig, egoistisch, rücksichtslos gegenüber Menschen und Göttern, ein perfekter Schüler jener sophistischen Lehre des Sich-Durchsetzens um jeden Preis. Ange-

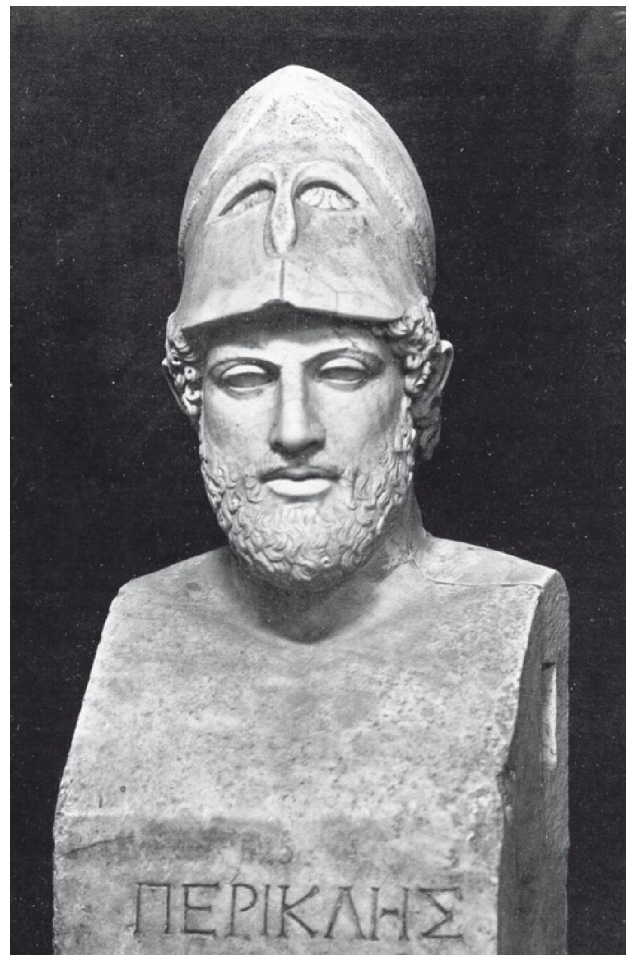


Honoré Daumier: Alcibiades

klagt wegen Religionsfrevels ist er zum Feind, zu den Spartanern, übergelaufen, um mit ihnen im Bunde seine Heimatstadt zu vernichten, also – nach Sophokles – ein „ἄπολις“ im höchsten Maße, ein „Staatsfeind“, einer, an dem sich die Geistbegabung des Menschen in ihrer übelsten Sinnrichtung äußerste. Für ihn träfe das sophokleische Diktum in dem einen Extrem zu: „Nichts ist schrecklicher als der Mensch“.

Wo aber und wie zeigte sich damals das Wunderbare des Menschen? Der wunderbare Mensch müsste doch in jener für die Weltgeschichte so positiv folgenreichen Epoche nicht minder wirkungsvoll in Erscheinung getreten sein. Durchaus. Als Sophokles seine „Antigone“ schrieb, erblühte Athen gerade zu einer bis dahin nie dagewesenen Größe. Es war die Zeit des Aufbruchs der direkten Demokratie, in der sich der Staat neu definierte und formierte, in der Wissenschaft, Literatur und Kunst (τέχνη in ihrer allumfassenden Bedeutung) Leistungen von dauerhafter Größe geschaffen haben. Auf der nach der Zerstörung durch die Perser neu erbauten Akropolis schuf der Bildhauer PHIDIAS die mächtige Athene-Statue, dort erstanden der Parthenon-Tempel mit seinen herrlichen Figuren im Metopen-Triglyphen-Fries, dazu das Erechtheion mit der Karyatidenhalle, der Niketempel. Am Fuße der „Stadtburg“ ließ man das Dionysos-Theater erstehen, in dem die Tragödien des AISCHYLOS und des SOPHOKLES (neben der „Antigone“ schuf dieser ja den nicht minder berühmten „König Ödipus“) und die Komödien des exzellenten ARISTOPHANES zur Aufführung kamen. HERODOT, „der Vater der Geschichtsschreibung“ und zu allererst THUKYDIDES mit seinen „Historien“ entdeckten die Grundprinzipien historischer Forschung, die für alle künftigen Nachfolger in der Zunft bis heute den Maßstab vorgeben.

Das Wunderbare der menschlichen Geistbegabung, das sich hier manifestierte, erhielt auch in einer historischen Gestalt ein menschliches Gesicht: in PERIKLES, dem größten Staatsmann der griechischen Antike, dem ersten unter den „Virtuosen der Macht“ (WILFRIED NIPPEL, 2000, 23ff.), die durch ihr Charisma die Massen beherrschten. Er führte die Demokratie zu einem Höhepunkt, der den Historiker Thukydides zum Loblied auf



*Perikles (490-429 v. Chr.)*

die neue Staatsform befeuerte; er legte die daraus weltweit zitierten Worte Perikles in den Mund:

„Ihr Name ist Demokratie, weil sie nicht auf einer Minderheit, sondern auf der Mehrzahl der Bürger beruht. Vor dem Gesetz sind bei persönlichen Rechtstreitigkeiten alle Bürger gleich. Und wie in unserem Staatsleben die Freiheit herrscht, so begegnen wir uns auch in der Privatsphäre frei und ungezwungen. Auch bei aller Weitherzigkeit im persönlichen Verkehr verbietet uns die Ehrfurcht vor dem Gesetz, Gesetze zu übertreten.“ (THUK. *Hist.* II 37ff.)

Freiheit, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit (Gesetzestreue) tragen das neue Ordnungsmodell des Staates, das hier erstmals „Demokratie“ genannt ist. Perikles, der dafür verantwortliche Mann, stand gewiss im „Staat“ Athen hoch im Kurs, er war „ὑψίπολις“. An ihm bewahrheitete sich zumindest ansatzweise die Deutung des Sophokles-Wortes in jenem anderen Extrem: „Nichts ist wunderbarer als der Mensch.“



Doch nach Perikles' Tod wurde auch die Demokratie zu Grabe getragen. In den Schrecken des Krieges erstarb – zumal im Würgegriff der mörderischen Pest – alle Liebe zu Weisheit und Wissenschaft (φιλοσοφείν) und alle Liebe zu Kunst und Schönheit (φιλοκαλεῖν). Aus dem Gesicht des Menschen verschwand das Wunderbare. Die bleichen Züge des Schreckens, des Schrecklichen traten hervor. Das nackte Ego, eine letzte Lebensegier nahmen urtriebartig die Sterbenden in ihren Bann.

„Man ließ sich weder durch die Furcht vor den Göttern noch durch Gesetze der Menschen im Zaum halten: Man hielt es für einerlei, ob Gottesfurcht oder nicht, weil man sah, wie alles unterschiedslos dahin starb, und um als Verbrecher zur Verantwortung gezogen und bestraft zu werden, glaubte man nicht mehr lange genug zu leben.“ (THUK., *Hist.* II 52ff.)

An der Pest und der militärischen Niederlage zerbrach Athens Zivilisation. Und es dauerte lange, bis sich die Stadt aus der Katastrophe zu neuer-alter Größe regenerierte.

### Die Macht des Gewissens

Athen liefert geradezu das Modell für die Ambivalenz der Geistbegabung des Menschen, für den steten Wechsel zwischen dem Wunderbaren und Schrecklichen. So dass man sich zwangsläufig die Frage stellt: „Wie kommt es eigentlich zu diesem Changieren zwischen Gut und Böse in Denken, Reden und Handeln des Menschen? Ist es äußerer Zwang, genetische Bedingung oder bloße Willkür oder gibt es einen anderen Grund? Auch darauf gibt der sophokleische Text eine Antwort. Jedes Chorlied hat in einer Tragödie die Funktion eines Kommentars. In ihm wird Stellung bezogen zum dramatischen Konflikt, der sich zwischen den Hauptgestalten entwickelt.

In Sophokles' Werk stehen sich Antigone und Kreon gegenüber. Kreon verwaltet gerade die Stadt Theben. Nach der Verbannung des Königs Ödipus aus der Stadt sollten seine Söhne Eteokles und Polyneikes Jahr für Jahr wechselnd die Herrschaft über Theben innehaben. Daran hält sich Eteokles nicht, worauf Polyneikes mit einem Heer gegen seine Heimatstadt zieht. Im Zweikampf der Brüder vor den Toren der Stadt fallen beide.



*Antigone und Kreon*

Eteokles wird in allen Ehren bestattet, Polyneikes soll unbestattet vor der Stadt liegen bleiben – den Hunden und Vögeln zum Fraß überlassen. Das hat der nunmehr die Herrschaft führende Kreon, der Onkel der Ödipus-Kinder, per Erlass unter Androhung der Todesstrafe verkünden lassen. Antigone, die Schwester des Polyneikes, beachtet das Verbot nicht, wirft heimlich in der Nacht Erde auf den Leichnam, wird dabei aber erwischt und gefangen vor Kreon geführt. Zwischen beiden kommt es zu heftigem Streit. Entschieden und zum Tode bereit vertritt die Schwester dem machtbewussten Kreon gegenüber ihre Haltung:

*„Es war ja Zeus nicht, der es mir verkündet hat,  
noch hat die Gottheit, die den Toten Recht erteilt,  
je für die Menschen solche Satzungen bestimmt.  
Auch glaubte ich, so viel vermöchte kein Befehl  
von dir, um ungeschriebne, ewige, göttliche  
Gesetze zu überrennen als ein Sterblicher.  
Denn nicht von heut und gestern,  
sondern immerdar  
bestehn sie; niemand weiß, woher sie kommen sind.“*

*Aus Furcht vor eines Menschen Willen  
wollt' ich mich  
am Recht der Götter nicht vergehn....“*

(Ant. 450 ff.)

Antigone stellt sich gegen den Willen des Machthabers, der eine für sie nicht hinnehmbare Anordnung (κήρυγμα: Verkündigung, Befehl) erlassen hat; denn sie glaubt, dass solche Befehle niemals stark genug seien, die „ungeschriebenen und unverbrüchlichen Gesetze der Götter“ zu überrennen. Dem toten Bruder die Ehre der Bestattung zu erweisen, ist für sie eine höhere, weil dem Recht der Götter geschuldete Verpflichtung als der Befehl eines Menschen. Die ewige gültige Satzung steht für sie über der Verordnung eines zufälligen Herrschers. Woher nimmt sie die Kraft, was bringt sie dazu, ihr Leben dafür zu opfern? Es ist ihr eigener Wille, ihre seelische Stärke, das Gefühl der Verpflichtung, dem toten Bruder die ihm zustehende Würde zu belassen, „die Heiligkeit des Blutes zu respektieren“ (HEGEL) Das, was sich da in ihr regt, darf man durchaus als „Gewissen“ verstehen, als Gefühl der Verantwortung, als „ethisch verantwortbares Handeln“ (FLASHAR, 68) für den toten Bruder.

Wer ist nun – im Verständnis des das Geschehen kommentierenden Chores – der „Staatsfeind“ (ἄπολις), wer „der im Staat hoch Stehende“ (ὑψίπολις)? Kreon, der mit seinem kühnen Erlass die Stadt herrschaftlich vertritt, oder Antigone, die den Gesetzen der Tradition, dem ewig gültigen, für jeden Staat verbindlichen Recht der Götter Geltung verschafft mit dem Opfer ihres Lebens. Für manche Interpreten stehen da zwei Rechtsbereiche, zwei Prinzipien gleichrangig gegeneinander. Für den Dichter jedenfalls erweist sich Antigone, die der Tragödie ja den Namen gibt, als „der große Mensch“ (FRANZ EGERMANN, 8). „Die Sympathienlenkung des Dichters geht eindeutig auf Antigone“ (FLASHAR, 69). Sie steht auf Seiten des vor den Göttern beschworenen Rechts. „Wer dieses verletzt, gefährdet des Staat“ (EVELYN KRUMMEN, 140).

Die europäische Geistesgeschichte hat Antigone zur Heldin gemacht, zur Symbolgestalt für den Widerstand einer Frau gegen die Willkür des Herrschers. SOPHIE SCHOLL wurde nach dem Krieg oft mit Antigone verglichen. Etwa

GRETE WEIL (1988): „Sophie Scholl, das war sie, die Neinsagerin, die Antigone unserer Tage.“ Die antike Tragödie gilt deshalb als das erste Widerstandsstück der Weltliteratur. „Seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. hat die abendländische Sensibilität entscheidende Momente ihrer Identität und Geschichte unter Bezugnahme auf die Antigone-Sage erfahren.“ (GEORGE STEINER, 28). An diesem Mädchen gewinnt das sophokleische Diktum im Sinne von „Nichts ist wunderbarer als der Mensch“ plastische Anschauung. Das „höchste Meisterwerk“ der Antike liefert auch die Gewissheit: Ob ein Mensch sich schrecklich oder wunderbar zeigt, liegt an seinem Gewissen, an dem ihm eigenen Gespür der Verantwortung für den Anderen, für die Gemeinschaft, für Staat und Welt. Ab hier etabliert sich im Denken der westlichen Welt das Gewissen als handlungsleitende Kraft. Kaum später sollte diese „Macht des Gewissens“ (FISCHER-FABIAN, 113ff.) von SOKRATES in das Zentrum der von ihm in die Philosophie eingefügten Ethik gerückt werden. Er nannte diese innere Kraft „das Göttliche“ (τὸ δαιμόνιον).

### **Indikator des Menschenbildes geschichtlicher Epochen**

Es duldet keinen Zweifel: Die aus dem Sophokles-Text erarbeitete Fragestellung ist heute so aktuell wie damals – aber auch die Antwort. Sie ist über alle Zeiten hin ambivalent geblieben. Der geistbegabte Mensch ist schrecklich, er ist gleichermaßen wunderbar. Am Einzelnen liegt es, an seiner rationalen wie emotionalen Konstitution. Von Haus aus ist dies nicht entschieden. Für dieses Rätsel der Menschheit gibt es keine generelle Lösung – ein Ergebnis unserer Nachforschung, das nicht befriedigen kann. Fehlt da nicht doch noch Entscheidendes? Warum hat das sophokleische Diktum eine solche Strahlkraft, dass es zu den meist zitierten Sätzen der Antike zählt? Seine Rezeptionsgeschichte offenbart, dass sich in der jeweils gewählten Variante der Übersetzung gewissermaßen das Welt- und Menschenbild einer Epoche Europas widerspiegelt. Das Diktum ist mit seiner je verschiedenen Übersetzung zum Indikator der Selbsteinschätzung des Menschen geworden.



Im Weltbild des Mittelalters, auch des späten, ist der Mensch jenseitsbezogen; Weltflucht und Askese sind sein Lebensprogramm. Die Geistbegabung und ihre Produkte sind Machwerk des Teufels. Sie kollaboriert mit den Mächten der Finsternis. Das antike Wort erhält zwangsweise eine dunkle Färbung. Der Literat LION FEUCHTWANGER z. B. legt einem Abt des 15. Jahrhunderts Johann Victring folgende Wiedergabe der griechischen Stelle in den Mund – Zeugnis eines pessimistischen Menschenbildes, bei dem zur inneren Leitinstanz des geistbegabten, sündigen Menschen das Herz geworden ist:

*Viel Furchtbares ist in der Welt,  
doch nichts Furchtbareres als das  
menschliche Herz.*

Als sich das europäische Denken aus den Fesseln eines solchermaßen verengten Weltverständnisses löste, der Mensch seiner Geistbegabung freien Lauf ließ – in der Epoche der „europäischen Aufklärung“ –, feierten Wissenschaft und Forschung wahre Triumphe. Zur Zeit der Französischen Revolution verfasste 1793 mitten im bluttriefenden Paris der Franzose JEAN MARIE CONDORCET „die uneingeschränkteste Apotheose zum Fortschritt des menschlichen Geistes“ (ERICH KÖHLER). In der Begeisterung für die Geistbegabung des Menschen verstieg der Franzose sich zu der Überzeugung, dass „die menschlichen Fähigkeiten ihre Grenzen allein im zeitlichen Bestand des Planeten hätten“. Der emanzipierte Mensch gewann an Selbstbewusstsein und Ichstärke. An ihm kehrte sich, so schien es, ausschließlich die wunderbare Seite seines Geistes hervor. Bei ERICH FROMM, einem Philosophen und Psychologen des 20. Jahrhunderts, glaubt man einen Nachhall jener begeisterten Sicht auf die menschliche Geistbegabung zu verspüren, wenn er das Sophokles-Diktum 1960 so übersetzt – Ausdruck jedenfalls eines eher optimistischen Menschenbildes:

*Der Wunder sind viele,  
der Wunder größtes aber ist der Mensch.*

### **Signum einer nachhaltigen Warnung**

Das 20. Jahrhundert hat jedoch den Nimbus der wunderbaren Geisteskraft des Menschen erschüttert, vielleicht sogar zerstört. In Sophokles' Chor-

lied deutet sich bereits an, dass sich die dem Menschen eigene „Fähigkeit“ mit ihrer schrecklichen Seite gegen Mensch und Natur richten kann. Unsere Zeit steht unter dem Schock der Aktualität dieser Wahrheit. Der schon den Römern bekannte „gottlose Furor des Krieges“ starrte in den beiden Weltkriegen die Menschheit „mit den Zähnen schaurig knirschend und mit bluttriefendem Antlitz“ (vgl. VERGIL, *Aeneis* I 294ff.) an und entlud sich in furchtbarer Vernichtung von Millionen. Im Krieg geht der geistbegabte Mensch zu allen Zeiten, auch heute auf die schrecklichste Weise den schlimmen Weg.

Das heutige Zauberwort „Technologie“ verbindet in sich die „Kunst“ (τέχνη) im Sinne der listig-schlaun Mittel (μαχναί) mit der Potenz des Geistes (λόγος – σοφία) im Sinne von Wissenschaft und Forschung – lauter Begriffe, die sich schon im Sophokles-Text andeuten. Die Technologie ermöglicht heute auf allen Gebieten Wunderbares, aber auch Grauenhaft-Fürchterliches. Die Menschheit hat es kürzlich erfahren, wie wochenlang Hunderte von Experten einen einzigen Schwerverwundeten (JOHANN WESTHAUSER, Juni 2014) mit raffiniertesten technischen Mitteln aus der in tausend Meter Tiefe gelegenen Riesending-Höhle retteten, in ihrer Erinnerung sitzt jedoch Schauder erregend das Wissen, wie der Knopfdruck eines einzigen Militärs in einer Höhe von Zehntausend Meter die Bombe auslöste, die sekundenschnell Hunderttausende von Hiroshimas und Nagasakis Bewohnern zu Sand zerfallen ließ (1945). In schärferem Kontrast lassen sich das Wunderbare und das Schreckliche der modernen Technologie nicht gegeneinander stellen.

Die Geisteskraft des Menschen ist heute so potenziert, dass sie ihn auch gegen den anderen in der Antike angedeuteten Lebensraum seiner „Gemeinschaft“ auf einen schlimmen Weg bringt. Der geistbegabte Mensch ist längst auch zum Feind der Natur geworden. Ihr gegenüber zeigt er sich mehr und mehr von seiner schrecklichen Seite. Nicht ohne Folgen. Die Katastrophenszenarien, die sich häufen und immer furchtbarere Ausmaße annehmen, sind – so meinen nicht wenige Forscher – gleichsam Racheakte der durch die technologischen Ambitionen des Menschen vergewaltigten Natur.



HANS JONAS (1903-1993)

HANS JONAS, einer der bedeutendsten Philosophen des vergangenen Jahrhunderts, hat bereits 1979 in einem weltweit beachteten Buch die sich abzeichnende Bedrohung der Menschheit analysiert und daraus eine radikale Warnung an die technologische Avantgarde unserer Zeit gerichtet. Seinen Ausführungen stellt er programmatisch den Sophokles-Text in der hier zitierten von ihm geschaffenen Übersetzung voraus. Warum? Er schreibt:

„Beginnen wir mit einer alten Stimme über des Menschen Macht und Tun, die in einem archetypischen Sinne selbst schon sozusagen eine technologische Note anschlägt – mit dem berühmten Chorlied aus Sophokles’ *Antigone*.“

Er gibt die beiden ersten Verse, die wir anfangs offen gelassen haben, folgendermaßen wieder:

*Ungeheuer ist viel, und nichts  
ungeheurer als der Mensch.*

Wie FRIEDRICH HÖLDERLIN hält auch Jonas die Bedeutung des Wortes *δεινός* eher neutral. Doch ist für ihn „ein verhaltener und sogar ängstlicher Ton in diesem Preislied auf das Wunder des Menschen hörbar“ (18ff.). Von dieser Position aus entwickelt Hans Jonas eine für die Zukunft unab-

dingbar notwendige Ethik. Sie betrifft die Geistbegabung des Menschen, die sich heute eben in ihrer wirkungsmächtigsten Form als Technologie präsentiert. Für den Philosophen liegt es einzig und allein am Menschen, wie sich seine Zukunft gestaltet, daran ob er – mit Sophokles gesprochen – „den guten oder den schlimmen Weg geht“; also ein „Förderer“ oder ein „Feind der Gemeinschaft“ sein will. Dafür hat er in seinem Werk sogar einen neuen kategorischen Imperativ formuliert:

„Handle so, dass die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden!“

Ob der Mensch sich daran hält oder nicht, ist Sache seines freien Willens, letztlich seines Gewissens, es fordert ein ethisch verantwortliches Handeln. Der elementare moralische Wert, der sich schon im Chorlied der „*Antigone*“ wie auch an *Antigone* selbst als der Hauptfigur des Dramas als handlungsleitend andeutet, spielt auch im Werk von Hans Jonas die zentrale Rolle. Wie für Sophokles ist er für ihn Garant der Zukunft, die sich dem Menschen als „technologische Zivilisation“ präsentieren wird. Jonas’ Buchtitel lautet bezeichnenderweise: „Das Prinzip Verantwortung“. Das antike Chorlied, von dem wir ausgegangen sind, weist unwiderlegbar über Europa, ja über die Welt des Westens hinaus; sein ethischer Anspruch ist global. Einem weit über zweitausendjährigen Text kommt nachweislich weltgeschichtliche Aktualität zu. In ihm vergegenwärtigt sich bereits die ganze Dialektik der menschlichen Existenz.

#### **Anmerkung:**

\*) Kulturvortrag, 2014 gehalten.

#### **Verwendete Literatur:**

Anania, E.: *Sophocle, Antigone*. Firenze 1957.

DER SPIEGEL, 48/2006: Die Entdeckung der Vernunft. Der Ursprung der abendländischen Kultur im alten Griechenland, S. 190ff.: „Die Morgenröte der Vernunft“.

Egermann, F: *Das Menschenbild des Sophokles*. In: Vom attischen Menschenbild and Arete und tragische Bewusstheit bei Sophokles und Herodot. New York 1979.



Ehrenberg, V.: Sophokles und Perikles, München 1956.  
 Fischer-Fabian, S.: Die Macht des Gewissens. Von Sokrates bis Sophie Scholl, München 1987.  
 Flashar, H.: Sophokles. Dichter im demokratischen Athen, München 2000.  
 Fromm, E.: Das Menschliche in uns: Die Wahl zwischen Gut und Böse, Zürich 1968.  
 Jaspers, K.: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte 1949.  
 Jonas, H.: Das Prinzip Verantwortung, Versuche einer Ethik für die technologische Zivilisation, Frankfurt a. M. 1979.  
 Krummen, E.: Sophokles. In: Große Gestalten der griechischen Antike (hg. von Brodersen, K.), München 1999, 155ff.  
 Maier, F.: Der sophos-Begriff. Zur Bedeutung, Wertung und Rolle des Begriffes von Homer bis Euripides, Diss. München 1970.

Ders.: Zukunft braucht Herkunft. In: Die Zukunft der Antike. Die klassischen Sprachen am Scheideweg, Bamberg 2000, 21ff.  
 Nippel, W.: Virtuosen der Macht. Herrschaft und Charisma von Perikles bis Mao. München 2000, zu Perikles, 23-38.  
 Steiner, G.: Antigone – auch morgen. In: Auseinandersetzungen mit der Antike (hg. von Flashar, H.), Bamberg 1990, 61ff.  
 Ders.: Antigones. Oxford 1975.  
 PHILOSOPHIE MAGAZIN. 2. Sonderausgabe 02, Berlin 2014: Die griechischen Mythen. Was sie über uns verraten, S. 24ff. „Antigone folgt ihrem Gewissen“.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim

## Ein Lateinbuch feiert Jubiläum: Das CURSUS-Konzept wird 50 Jahre alt

„Das Lateinbuch ist das Lehrbuch Europas.“ Dieser anspruchsvolle Satz stammt nicht von einem großenwahnsinnig gewordenen Lateinbuchautor, sondern von GUSTAV SEIBT, einem Historiker, Literaturkritiker und Publizisten unserer Zeit. Der Satz, in dieser Form wohl erstmals im Kontext eines Aufsatzes in der Süddeutschen Zeitung veröffentlicht, wurde im Jahr 2002 auf dem 26. Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes in Dresden in einem öffentlichen Vortrag zitiert und lebt seitdem in der Legitimationsliteratur zum Lateinunterricht fort.<sup>1</sup> Er ist, wenn man die Geschichte des europäischen Schulwesens überhaupt in einem Satz zusammenfassen darf, ein trefflicher Aphorismus. Dass Lehrbücher wichtig und notwendig sind, kann jeder Lehrer aus der alltäglichen Unterrichtserfahrung bestätigen. So kreativ die einzelne Lehrkraft ihren Unterricht gestalten mag – auch ohne Lehrbuch, mit eigenem Unterrichtsmaterial, mit Whiteboard, Internetnutzung etc. – das (kommerzielle) Schulbuch ist unerlässlich, es soll den Lehrstoff eines Faches, eines Kurses, einer Jahrgangsstufe objektiv greifbar, lernbar, motivierend darbieten und zusammenfassen.<sup>2</sup> Da Unterrichtswerke auf den amtlich

vorgegebenen Lehrplänen aufbauen, kann man sie als „konkretisierte Lehrpläne“ verstehen.<sup>3</sup> Im Schulalltag sind sie oft tatsächlich „die wirkungsmächtigsten Curricula“<sup>4</sup>

Man hat sie sogar als „die eigentliche Großmacht der Schule“ bezeichnet.<sup>5</sup> Sie unterliegen daher wie die Lehrpläne auch dem gesellschaftlichen Wandel, den Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnissen der Lehrerschaft und der mit dem Schulunterricht befassten Wissenschaften Soziologie, Psychologie, Mediendidaktik usw.<sup>6</sup> Hielten in früheren Zeiten Schulbücher oft über mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte, so spricht man heute von mehreren „Lehrbuchgenerationen“ innerhalb weniger Jahrzehnte, und es gibt mittlerweile bekanntlich geradezu eine Flut von Lehrwerken auch für den Lateinunterricht,<sup>7</sup> sodass sich selbst Fachlehrer damit nicht immer zurechtfinden und manchmal eher durch Zufall bei einem modern aussehenden Lehrwerk „hängenbleiben“.<sup>8</sup>

Insofern ist es erstaunlich, dass sich – bei allem Wandel und aller Anpassung an die neuen Bedingungen von Schule und Unterricht – das Konzept des CURSUS nunmehr 50 Jahre lang behaupten konnte und sich auch in seiner derzeitigen Form als eines der am weitesten